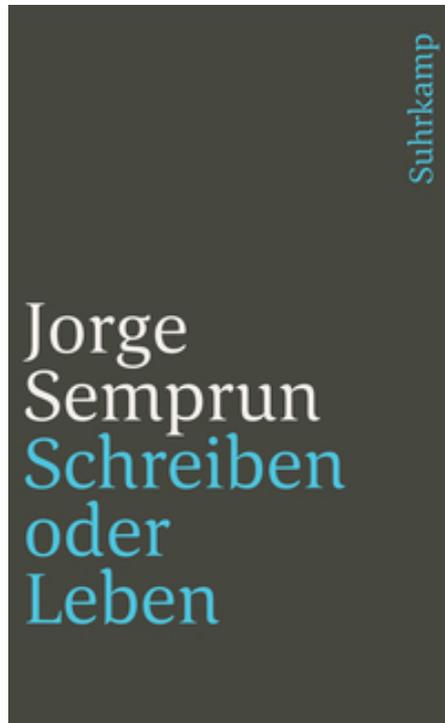


# Suhrkamp Verlag

## Leseprobe



Semprún, Jorge  
**Schreiben oder Leben**

Aus dem Französischen von Eva Moldenhauer

© Suhrkamp Verlag  
suhrkamp taschenbuch 2727  
978-3-518-39227-0

suhrkamp taschenbuch 2727

*Schreiben oder Leben:* Vor dieser Entscheidung hatte Jorge Semprun schon kurz nach der Befreiung aus dem KZ gestanden und sich, obwohl seit Kindheit an vom Wunsch und der Überzeugung beseelt, ein Schriftsteller zu werden, gegen das Schreiben und für das Leben, für die Tat entschieden: für eine »lange Kur der Aphasie, einer bewußten Aphasie, um weiterleben zu können. Zugleich damit entschied ich mich für die Illusion einer Zukunft.« Diese bestimmte Illusion einer bestimmten Zukunft mußte zerschlagen werden, von ihm selbst und von anderen, damit jene Aphasie aufgehoben werden und die »Berufung« zum Schriftsteller sich vollziehen konnte.

*Schreiben oder Leben:* Jorge Semprun schreibt »seine« deutsche Geschichte fort, bringt sie mit der Schilderung der unmittelbaren Stunden und Tage der Befreiung Buchenwalds durch alliierte Truppen im März 1945 zu einem Ende – wenn es denn ein Ende »dieser« Geschichte für ihn je geben sollte.

»Ein wunderbares, wahres Lebensbuch . . .« *Gunter Hofmann, Die Zeit*

Jorge Semprun  
Schreiben oder Leben

Aus dem Französischen  
von Eva Moldenhauer

Suhrkamp

Titel der Originalausgabe: *L'écriture ou la vie*

3. Auflage 2016

Erste Auflage 1997

suhrkamp taschenbuch 2727

© Éditions Gallimard, Paris 1994

© der deutschsprachigen Ausgabe

Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1995

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages  
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Printed in Germany

Umschlag: heißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-518-39227-0

*Für Cécilia  
wegen des Wunders  
ihres verwunderten Blicks*



»Wer sich erinnern will, muß sich dem Vergessen anvertrauen, diesem Risiko des absoluten Vergessens und diesem schönen Glücksfall, zu dem das Erinnern dann wird.«

*Maurice Blanchot*

»... ich suche die entscheidende Region der Seele, wo das absolute Böse sich der Brüderlichkeit entgegenstellt.«

*André Malraux*



# Erster Teil



## Der Blick

Sie stehen vor mir, mit aufgerissenen Augen, und ich sehe mich plötzlich in diesem schreckensstarren Blick: ihrem Entsetzen.

Seit zwei Jahren lebte ich ohne Gesicht. Kein Spiegel in Buchenwald. Ich sah meinen Körper, seine zunehmende Magerkeit, einmal in der Woche, beim Duschen. Kein Gesicht auf diesem lachhaften Körper. Manchmal strich ich mit der Hand über eine Augenbraue, über hervortretende Backenknochen, eine hohle Wange. Ich hätte mir einen Spiegel besorgen können, sicher. Man fand alles mögliche auf dem schwarzen Markt des Lagers, im Tausch gegen Brot, Tabak, Margarine. Bei Gelegenheit sogar Zärtlichkeit.

Aber ich interessierte mich nicht für diese Details.

Ich sah meinen Körper, immer verschwommener, unter der wöchentlichen Dusche. Abgemagert, aber lebendig: das Blut kreiste noch, es war nichts zu befürchten. Das würde genügen, dieser geschrumpfte, aber verfügbare Körper, tauglich für ein erträumtes, wenn auch wenig wahrscheinliches Überleben.

Der Beweis dafür: ich bin da.

Sie sehen mich an, mit verstörten Augen voller Grauen.

An meinem geschorenen Haar kann es nicht liegen. Junge Rekruten, Kleinbauern und noch andere Leute tragen in aller Unschuld geschorenes Haar. So was ist banal. Ein Glatzenschnitt verwirrt keinen. So was ist nicht furchterregend. Dann vielleicht mein Aufzug? Gewiß, er ist sonderbar: nicht zusammenpassende Klamotten. Aber ich trage russische Stiefel aus weichem Leder. Ich habe eine deutsche Maschinenpistole quer über der

Brust hängen, sichtbares Zeichen von Autorität in diesen Zeiten. Aber Autorität erschreckt nicht, sie beruhigt eher. Meine Magerkeit? Bestimmt haben sie schon Schlimmeres gesehen. Wenn sie den alliierten Armeen folgen, die in diesem Frühjahr in Deutschland vordringen, haben sie schon Schlimmeres gesehen. Andere Lager, lebende Leichname.

Diese Details mögen zwar überraschen, beunruhigen: mein geschorenes Haar, meine nicht zusammenpassenden Klamotten. Aber sie sind nicht überrascht, nicht beunruhigt. In ihren Augen lese ich blankes Entsetzen.

Es bleibt also nur mein Blick, schliesse ich daraus, der sie derart beunruhigen kann. Es ist das Grauen meines Blicks, das der ihre offenbart, von Grauen erfüllt. Wenn ihre Blicke ein Spiegel sind, dann muß ich einen irren, verwüsteten Blick haben.

Sie sind soeben, vor einem Augenblick, aus dem Wagen gestiegen. Haben ein paar Schritte in der Sonne gemacht, sich die Beine vertreten. Haben mich dann bemerkt, sind auf mich zugegangen.

Drei Offiziere in britischer Uniform.

Ein vierter Soldat, der Chauffeur, ist bei dem Automobil stehengeblieben, einem dicken grauen Mercedes, der noch deutsche Nummernschilder trägt.

Sie sind auf mich zugegangen.

Zwei etwa Dreißigjährige, blond, eher rosig. Der dritte, jüngere, dunkelhaarig, trägt ein Abzeichen in Form eines Lothringer Kreuzes mit der Inschrift »France«.

Ich erinnere mich an die letzten französischen Soldaten, die ich gesehen habe, im Juni 1940. Soldaten der regulären Armee, versteht sich. Denn Irreguläre, Freischärler hatte ich seitdem schon viele gesehen. Nun ja,

relativ viele, genügend, um mich an sie zu erinnern. Im »Tabou« zum Beispiel, im Maquis von Burgund, zwischen Laignes und Larrey.

Aber die letzten regulären Soldaten der französischen Armee habe ich im Juni 1940 gesehen, in den Straßen von Redon. Sie waren jämmerlich, zogen sich ungeordnet zurück, im Unglück, in der Schande, grau vor Staub und Niederlage, niedergeschlagen. Dieser hier, fünf Jahre danach, unter einer Aprilsonne, sieht nicht niedergeschlagen aus. Er trägt Frankreich auf seinem Herzen, auf der linken Tasche seiner Uniformjacke. Triumphierend, zumindest fröhlich.

Er muß in meinem Alter sein, ein paar Jahre älter. Ich könnte mich mit ihm anfreunden.

Er sieht mich an, verstört vor Entsetzen.

– Was ist? sage ich ärgerlich, zweifellos schroff. Setzt Sie das Schweigen des Waldes so in Erstaunen?

Er dreht den Kopf zu den Bäumen ringsum. Die anderen ebenso. Spitzen die Ohren. Nein, es ist nicht das Schweigen. Sie hatten nichts bemerkt, das Schweigen nicht gehört. Offensichtlich bin ich es, der sie entsetzt, nichts anderes.

– Keine Vögel mehr, sage ich, meinen Gedankengang fortsetzend. Der Rauch des Krematoriums hat sie vertrieben, sagt man. Niemals Vögel in diesem Wald...

Sie hören zu, beflissen, versuchen zu verstehen.

– Der Geruch von verbranntem Fleisch, das ist es!

Sie zucken zusammen, sehen einander an. Mit nahezu greifbarem Unbehagen. Einer Art Schluckauf, Brechreiz.

»Ein sonderbarer Geruch«, schrieb Léon Blum.

Im April 1943 zusammen mit Georges Mandel deportiert, hat Blum zwei Jahre in Buchenwald verbracht.

Aber er war außerhalb des eigentlichen Lagerbereichs eingesperrt: jenseits der Barriere des elektrisch geladenen Stacheldrahts, in einer Villa der SS-Siedlung. Er kam niemals heraus, und keiner betrat sie außer den Wachsoldaten. Zwei- oder dreimal war er zum Zahnarzt gebracht worden. Jedoch im Auto und nachts, auf den menschenleeren Straßen des Buchenwalds. Die SS-Leute, so hat er in seinen Erinnerungen festgehalten, patrouillierten unablässig mit umgehängter Maschinenpistole und Hunden an der Leine auf dem schmalen Postenweg zwischen dem Stacheldrahtzaun und dem Haus. »Wie unbeirrbar stumme Schatten«, schrieb Léon Blum.

Diese strenge Abgeschlossenheit erklärt seine Unkenntnis. Léon Blum wußte nicht einmal, wo er sich befand, in welche Gegend Deutschlands er verschleppt worden war. Er hat zwei Jahre in einer Villa bei den SS-Kasernen von Buchenwald gelebt, ohne etwas von der Existenz des doch so nahe gelegenen Konzentrationslagers zu wissen.

»Der erste Hinweis darauf, den wir bemerkt haben«, schrieb er nach seiner Rückkehr, »war der sonderbare Geruch, der abends oft zu uns drang, durch die offenen Fenster, und der uns die ganze Nacht quälte, wenn der Wind aus dieser Richtung blies: es war der Geruch der Verbrennungsöfen.«

Man kann sich Léon Blum an jenen Abenden vorstellen. Im Frühling vermutlich, bei offenem Fenster: die laue Luft des wiedergekehrten Frühlings, die Düfte der Natur. Augenblicke der Wehmut, der Sehnsucht in der zerreißenen Ungewißheit des Lenzes. Und plötzlich, vom Wind herbeigetragen, der sonderbare Geruch. Süßlich, aufdringlich, in beißenden, wahrhaft ekelerregenden Schwaden. Der ungewöhnliche Geruch, der sich als der Geruch des Krematoriums herausstellte.

Ein sonderbarer Geruch, in der Tat, quälend.

Es würde genügen, die Augen zu schließen, noch heute. Es bedürfte keiner Anstrengung, ganz im Gegenteil, nur einer kleinen Ablenkung des Gedächtnisses, das bis zum Rand angefüllt ist mit Firlefanz, belanglosen Glücksmomenten, damit er wiederauftaucht. Es würde genügen, sich von der schimmernden Undurchdringlichkeit der Dinge des Lebens abzulenken. Ein kurzer Augenblick würde genügen, in jedem Augenblick. Sich von sich selbst abzulenken, von der Existenz, die in dir haust, dich hartnäckig, auch stumpfsinnig besetzt: dunkles Verlangen weiterzuleben, in dieser Sturheit zu verharren, gleich aus welchem Grund, welchem Aberwitz. Ein kleiner Augenblick wirklicher Ablenkung von sich selbst, von den anderen, von der Welt würde genügen: ein Augenblick des Nicht-Verlangens, der Ruhe diesseits des Lebens, in dem die Wahrheit dieses alten, ursprünglichen Ereignisses zutage treten könnte, in dem der sonderbare Geruch über dem Hügel des Ettersbergs schweben würde, dem sonderbaren Vaterland, in das ich immer wieder zurückkehre.

Es bedürfte nur eines Augenblicks, irgendeines, ganz zufällig, unversehens, überraschend, unvorbereitet. Oder, im Gegenteil, eines reiflich überlegten Entschlusses.

Und der sonderbare Geruch würde sofort auftauchen, in der Realität des Gedächtnisses. Ich würde in ihm wiedergeboren, ich würde sterben, wenn ich in ihm wieder auflebte. Ich würde mich, durchlässig, dem betäubenden Modergeruch dieser Todesmündung öffnen.

Dennoch hatte ich eher Lust zu lachen, bevor diese drei Offiziere erschienen. In der Sonne herumzutollen und tierische Schreie auszustoßen – Schleiereule? Wie sieht eine Schleiereule aus? –, im Buchenwald von einem Baum zum andern zu laufen.

Kurz, es tat mir eher gut, am Leben zu sein.

Am Vortag, gegen Mittag, war eine Sirene ertönt. *Feindalarm, Feindalarm!*\* schrie eine rauhe Stimme voller Panik in der Lautsprecheranlage. Seit einigen Tagen warteten wir auf dieses Signal, seit das Lagerleben beim Nahen der gepanzerten Vorhut von General Patton zum Erliegen gekommen war.

Kein Ausrücken zu den Außenkommandos mehr im Morgengrauen. Letzter Appell der Deportierten am 3. April. Keine Arbeit mehr, außer in der inneren Lagerverwaltung. In Buchenwald herrschte dumpfe Erwartung. Die SS-Kommandantur hatte die Überwachung verstärkt, die Posten auf den Wachtürmen verdoppelt. Immer mehr Patrouillen befanden sich auf dem Postenweg jenseits des elektrisch geladenen Stacheldrahtzauns.

So verging eine Woche, mit Warten. Der Schlachtenlärm rückte näher.

In Berlin wurde beschlossen, das Lager zu evakuieren, aber der Befehl wurde nur zum Teil ausgeführt. Das illegale internationale Komitee organisierte sofort den passiven Widerstand. Die Deportierten erschienen nicht zu den Appellen zum Abtransport. Daher wurden SS-Einheiten tief ins Lager geschickt, bis an die Zähne bewaffnet, aber eingeschüchtert von der ungeheuren Ausdehnung Buchenwalds. Von der entschlossenen und ungreifbaren Masse Zehntausender noch kräftiger Männer. Manchmal schoß die SS blindlings um sich, um die Deportierten zu zwingen, sich auf dem Appellplatz zu versammeln.

Aber wie einer Menschenmenge Schrecken einjagen, die von der Verzweiflung getrieben wird und sich jenseits der Schwelle des Todes befindet?

Von den fünfzigtausend Häftlingen in Buchenwald gelang es der SS nur knapp die Hälfte zu evakuieren: die Schwächsten, die Ältesten, die am wenigsten Organisier-

ten. Oder aber jene, die, wie die Polen, das gemeinsame Abenteuer der Evakuierung auf den Straßen dem Warten auf eine unentschiedene Schlacht vorgezogen hatten. Auf ein wahrscheinliches Massaker in letzter Minute. Man wußte, daß mit Flammenwerfern ausgerüstete SS-Mannschaften in Buchenwald eingetroffen waren.

Ich werde nicht unser Leben erzählen, dazu habe ich keine Zeit. Jedenfalls nicht die Zeit, in Einzelheiten zu gehen, die das Salz der Erzählung sind. Denn die drei Offiziere in britischer Uniform sind da, vor mir aufgepflanzt, die Augen weit aufgerissen.

Sie warten ich weiß nicht worauf, aber sie tun es entschlossen.

Am 11. April, also am Vortag, um mit wenigen Worten zum Ende zu kommen, war kurz vor Mittag die Alarmsirene ertönt, in kurzen, durchdringenden, wiederholten Stößen aufheulend.

*Feindalarm, Feindalarm!*

Der Feind stand vor den Toren: die Freiheit.

Dann hatten sich die Kampfgruppen an den vorher festgelegten Punkten versammelt. Um fünfzehn Uhr hat das illegale Militärkomitee den Befehl gegeben, zur Tat zu schreiten. Plötzlich sind Kumpel aufgetaucht, die Arme mit Waffen beladen. Mit automatischen Gewehren, Maschinenpistolen, ein paar Stielhandgranaten, Parabellums, *Panzerfäusten*\*. Waffen, die aus den SS-Kasernen gestohlen worden waren, besonders während des Durcheinanders, das der Luftangriff im August 1944 verursacht hatte. Oder Waffen, die Wachposten in den Zügen zurückgelassen hatten, die mitten im Winter die jüdischen Überlebenden von Auschwitz hierher brachten. Oder in Einzelteilen aus den Gustloff-Werken geschmuggelte Waffen, die in den illegalen Werkstätten des Lagers wieder zusammengesetzt worden waren.

Waffen, die im Laufe langer Jahre geduldig für diesen

unwahrscheinlichen Tag gesammelt worden waren: für heute.

Der Stoßtrupp der Spanier befand sich in einem Flügel des Erdgeschosses von Block 40, dem meinen. Auf der Straße zwischen diesem Block und dem Block 34 der Franzosen ist Palazón aufgetaucht, hinter ihm jene, die die Waffen trugen, im Laufschrift.

– *Grupos, a formar!* brüllte Palazón, der militärische Verantwortliche der Spanier.

Wir waren aus den offenen Fenstern gesprungen, ebenfalls brüllend.

Jeder wußte, welche Waffe für ihn bestimmt war, welchen Weg er zu nehmen, welches Ziel er zu treffen hatte. Ohne Waffen hatten wir an Sonntagnachmittagen inmitten der verstörten, hungrigen, desorientierten Menge diese Handgriffe bereits geübt, diesen Weg zurückgelegt: der Sprung war zu einem Reflex geworden.

Um fünfzehn Uhr dreißig waren der Kontrollturm sowie die Wachtürme besetzt worden. Der deutsche Kommunist Hans Eiden, einer der Lagerältesten, konnte sich über die Lautsprecher des Lagers an die Häftlinge wenden.

Später marschierten wir, bewaffnet, nach Weimar. Nach Einbruch der Dunkelheit holten uns Pattons Panzer auf der Straße ein. Ihre Besatzungen entdeckten, zuerst verblüfft, dann, nach unseren Erklärungen, jubelnd diese bewaffneten Banden, diese sonderbaren Soldaten in Lumpen. In allen Sprachen des alten Europas wurden auf dem Ettersberg Worte des Dankes ausgetauscht.

Keiner von uns hätte diesen Traum je zu träumen gewagt. Keiner, der noch lebendig genug zum Träumen war, hätte gewagt, sich eine Zukunft auszumalen. Im Schnee der Appelle, zu Tausenden schnurgerade aufgereiht, um der Erhängung eines Kameraden beizuwohnen, hätte niemand von uns gewagt, diesen Traum bis zu

Ende zu träumen: eines Nachts bewaffnet nach Weimar zu marschieren.

Einfach zu überleben, wenn auch entblößt, geschwächt, ausgezehrt, wäre schon ein ziemlich verrückter Traum gewesen.

Keiner hätte gewagt, diesen Traum zu träumen, das ist wahr. Dennoch war es plötzlich wie ein Traum: es war wahr.

Ich lachte, es brachte mich zum Lachen, daß ich am Leben war.

Der Frühling, die Sonne, die Kumpel, das Päckchen Camel, das mir in jener Nacht ein junger amerikanischer Soldat aus New Mexico, der ein singendes Kastilisch sprach, geschenkt hatte, das brachte mich eher zum Lachen.

Vielleicht hätte ich es nicht tun sollen. Vielleicht ist es anstößig zu lachen, wenn man so aussieht, wie ich offenbar aussah. Dem Blick der Offiziere in britischer Uniform nach zu urteilen, sah ich wohl nicht nach Lachen aus.

Anscheinend auch nicht zum Lachen.

Sie stehen einige Schritte von mir entfernt, schweigend. Sie vermeiden es, mich anzusehen. Einer von ihnen hat einen trockenen Mund, das sieht man. Der zweite hat ein nervöses Zucken im Augenlid. Und der Franzose sucht etwas in einer Tasche seiner Uniformjacke, das erlaubt es ihm, den Kopf abzuwenden.

Wieder lache ich, auch wenn es unangebracht ist.

– Das Krematorium arbeitet seit gestern nicht mehr, sage ich zu ihnen. Nie mehr Rauch über dem Land. Die Vögel werden vielleicht zurückkommen.

Sie verziehen das Gesicht, vage angewidert.

Aber sie können nicht wirklich begreifen. Wahr-

scheinlich haben sie die Bedeutung der Wörter verstanden. Rauch: man weiß, was das ist, glaubt es zu wissen. In jedem menschlichen Gedächtnis gibt es Schornsteine, die rauchen. Gelegentlich bäuerliche, häusliche: Rauch aus dem Herd.

Doch von diesem Rauch hier wissen sie nichts. Und sie werden es nie wirklich wissen. Weder diese hier, an jenem Tag. Noch all die anderen seither. Sie werden es nie wissen, sie können es sich nicht vorstellen, sosehr sie sich auch bemühen.

Ein stets gegenwärtiger Rauch, in Fahnen oder Spiralen, über dem gedrunghenen Schornstein des Krematoriums von Buchenwald, in der Nähe der Verwaltungsbaracke der *Arbeitsstatistik*<sup>\*</sup>, wo ich in diesem letzten Jahr gearbeitet hatte.

Ich brauchte nur ein wenig den Kopf zu neigen, ohne meinen Arbeitsplatz zu verlassen, und aus einem der Fenster zu sehen, die auf den Wald gingen. Das Krematorium stand da, massiv, von einem hohen Bretterzaun umgeben, mit einer Krone aus Rauch.

Oder aus Flammen, nachts.

Als die alliierten Luftgeschwader für nächtliche Bombenangriffe ins Herz Deutschlands vordrangen, befahl die SS-Kommandantur, den Verbrennungsofen auszumachen. Denn die Flammen, die aus dem Schornstein schlugen, waren ein idealer Anhaltspunkt für die anglo-amerikanischen Piloten.

*Krematorium ausmachen!* \*schrie dann eine bellende, ungeduldige Stimme in der Lautsprecheranlage.

Wir schliefen, die dumpfe Stimme des am Kontrollturm wachhabenden SS-Offiziers weckte uns. Oder vielmehr: zuerst war sie ein Teil unseres Schlafs, sie hallte in unseren Träumen, bevor sie uns aufweckte. In Buchenwald, während der kurzen Nächte, in denen sich unsere Körper und Seelen verbissen abmühten, wieder zu Kräf-